

82]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

(Schluß.)

„Du sollst nicht so viel sprechen,“ wandte sich Petroffs Frau an ihn. „Der Arzt hat es verboten. Du siehst, es geht Dir besser, und Du brauchst nicht zu verzweifeln. Wenn Grund zur Besorgnis da wäre, würde ich nicht so froh und munter sein!“ fügte sie hinzu.

Ich verabschiedete mich von ihnen, nachdem ich in kurzen Worten erzählt hatte, daß Abramoff und Anna Michailowna im Auslande seien. Das letztere hatte ich hinzugegogen, weil ich nicht wollte, daß Petroff sich aufregte. Er hatte Anna Michailowna als Menschen sehr gern und schätzte sie auch als Mitarbeiterin. Die Nachricht von ihrer Verhaftung hätte unbedingt ungünstig auf ihn gewirkt. Ich erzählte ihm, wie uns die Flucht gelungen sei, alles wahrheitsgetreu, nur fügte ich jedesmal Anna Michailownas Namen hinzu.

„Gott sei Dank, daß es ihr gut geht,“ sagte Petroff, als ich mit meiner Erzählung zu Ende war. „Nun muß ich auch bald wieder gesund werden. Sascha und ich kennen einen wunderbaren Ort in der Schweiz, still, ruhig, schön und billig. Da können wir alle fünf zusammenleben, uns tüchtig erholen und dann mit frischen Kräften nach Rußland zurückkehren!“

„Was gibt es Neues in Rußland?“ fragte er. Ich mußte ihm noch kurz von dem Streik in Genitschesk erzählen; er freute sich, seine Augen leuchteten, und er wiederholte mehrere Male:

„Ja, ja, — der Weg ist schwer, aber wir werden doch siegen! Viele Menschenleben, viel unnützes Blut wird es kosten, aber die Freiheit wird doch kommen.“

„Nun ist aber genug!“ sagte Frau Petroff. „Wenn Du gesund bist, dann kannst Du mehr plaudern, jetzt bist Du noch Rekonvaleszent und mußt mir unbedingt gehorchen. Also reicht Euch die Hand, Nikolai muß jetzt gehen.“

„Uebrigens, wie heißen Sie jetzt?“ fragte sie mich.

„Von nun an heiße ich Harlamoff,“ sagte ich lächelnd. Sie begleitete mich auf den Korridor, schüttelte mir die Hand und sagte: „Es ist zu spät! Er wird nicht wieder gesund werden. Ich spiele Komödie und kann es kaum noch aushalten. Schon sieben Monate lang bin ich Krankenschwester.“

Ich tröstete sie, sie wehrte aber ab: „Nein, lassen Sie es, ich habe mich schon an den Gedanken gewöhnt, — ich wünsche nur, er möge nicht so viele Qualen mehr haben. Wenn er tot ist, reise ich nach Rußland zurück und stürze mich in die Arbeit.“

Das Wiedersehen mit Petroff und seiner Frau hatte auf mich einen furchtbaren Eindruck gemacht. Aber helfen konnte ich nicht, und wozu sollte ich sonst länger in Berlin verweilen?

Ich löste mir ein Billett vierter Klasse bis Köln und fuhr am nächsten Morgen ab.

Es war für mich sehr belehrend, Deutschland in dieser Weise kennen zu lernen. Ich kam mit dem Volke in Berührung, knüpfte mit diesem oder jenem Mitreisenden ein Gespräch an, so daß mich die lange Reise, die ungefähr achtzehn Stunden dauerte, kaum ermüdete. In Köln übernachtete ich auf dem Bahnhof im Wartesaal auf einer harten Bank und reiste am nächsten Morgen wieder vierter Klasse bis Herbestal, von dort nach Brüssel. Ich hatte wohl an einen Bekannten in Brüssel telegraphiert, wußte aber nicht genau, ob Abramoff hier oder in Paris sei. Auf dem Bahnhof erwartete mich niemand. Ich ließ meine Sachen aufbewahren und begab mich zu meinem Bekannten, Zwanoff mit Namen.

Da ich in Brüssel eine Zeitlang bleiben wollte und meinen Freunden in Rußland die Adresse meines Bekannten gegeben hatte, mietete ich mir ein Mansardenstübchen in demselben Hause. Es war ein sehr kleiner Raum mit einem

fenster. Das Mobiliar bestand aus einem breiten französischen Bette, einem Stuhl, einem winzigen Tisch und einem Waschtisch, — es kostete acht Franken im Monat, entsprach also im Preise gerade meinen Mitteln.

Es war im Herbst 1904. Ich war inzwischen nach Paris übergesiedelt. Ich trug mich mit der Absicht, Abramoff ebenfalls nach Paris herüberzuziehen, da er hielt ich von ihm einen Brief, in dem er mir mitteilte, er müsse zurück, er könne es im Auslande nicht länger aushalten, er wolle in Rußland wieder für die Partei tätig sein. Ich verstand sein Heimweh, begriff auch, daß er alles daran setzen wollte, um für die heilige Sache am Plage weiter zu arbeiten. Ich aber mußte zurückbleiben. Es vergingen ein paar Monate in reger Arbeit für den eigenen Unterhalt und für die Partei. In Paris, wo ich früher in glänzenden Verhältnissen gelebt hatte, tauchte wohl ab und zu der Gedanke in mir auf, nur für mich selbst zu leben, denn meine Gesundheit war unter den ewigen Sorgen, bei diesem ständig wechselnden Leben, unter der nervösen Spannung stark erschüttert. Ist es nicht genug der Opfer? dachte ich. Es gelang mir aber, die Versuchung zu verschneiden, und ich sagte mir, daß diese Schwankungen und Zweifel nur ein Resultat meiner Erziehung waren.

Von Anna Michailowna erhielt ich hin und wieder Nachricht. Es war ihr gelungen, mit großem Erfolge eine Druckerei ins Leben zu rufen. Sie hielt Versammlungen ab, leitete Streiks, und aus jedem ihrer Briefe klang ein freudiger Ton. Auf Umwegen wurde mir mitgeteilt, daß Abramoff verhaftet sei. Kurz darauf war auch sie wieder im Gefängnis. Diese beiden Nachrichten erschütterten mich sehr. Ich wollte sofort nach Rußland reisen, mir Geld beschaffen und meine Freunde befreien, aber ich mußte diesen Gedanken als übereilt fallen lassen. Ich versuchte mit Anna Michailowna in Verbindung zu treten, und mit Hilfe einiger alten Bekannten gelang es mir auch. So erfuhr ich unter anderem, daß Abramoff tobüchtig geworden sei und sich jetzt im Gefängnishospital befände. Anna Michailowna ließ mich bitten, alles aufzubieten, um Abramoff zu befreien, die Krankheit sei nur vorübergehend, er könne wieder gesund werden, und ich solle meinem Kameraden zu Hilfe kommen. Man könne nicht von der Partei verlangen, daß sie ihre Kraft für einen einzelnen und besonders einen Kranken einsetze. Das war auch richtig, denn die Aufgabe der Partei lag auf größerem Gebiete. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich an einen Freund in Deutschland zu wenden. Ich reiste hinüber, erzählte ihm den ganzen Sachverhalt, und er erklärte sich bereit, das Geld irgendwie zu beschaffen. Mit Hilfe dieses Bekannten arrangierten wir ein kleines Wohltätigkeitsfest, und die Restsumme sammelten wir; im ganzen brauchten wir gegen 1000 Mark. Mein Freund war kein Politiker, und als er mir das Geld übergab, fragte er mich, wann denn dieser unerhörte Kampf enden werde.

„Ganz abgesehen von den einzelnen Versuchen, in den Jahren 1825 und 1848 den Absolutismus zu stürzen,“ sagte ich, „wird der Befreiungskampf seit vierzig Jahren ununterbrochen geführt. Tausende von Menschen gingen ohne Revolutionäre zu sein unter die Arbeiter und das Volk, um dort Licht und Wissen zu verbreiten. Die Regierung hemmte diese Bewegung und zwang sie einen anderen Weg zu betreten. Die Revolutionäre griffen zum Terror und unterlagen in dem Kampfe. Dann trat eine starke Reaktion ein, und nur langsam ging die Freiheitsbewegung vorwärts. Man arbeitete in kleinen Kreisen, versuchte die Arbeiter zu organisieren, und diese kleine Arbeit zeigt schon jetzt Resultate. Fast 15 Jahre arbeitet die sozialdemokratische Partei, und ich bin fest überzeugt, daß wir die Kapitulation der Regierung noch erleben werden.“

„Es sind schlimme Verhältnisse, unter denen Ihre Kameraden für ihre Idee kämpfen, und wie die Fanatiker stürzen sie sich in die Geheimagitation hinein, als ob sie vollkommen blind wären,“ bemerkte mein Freund.

„Ich gebe zu,“ antwortete ich, „daß die Verhältnisse, unter denen meine Kameraden und ich für die Befreiung unseres Vaterlandes arbeiten, schrecklich sind. Tausende von Menschen sind im Gefängnis gestorben, verrückt geworden,

haben in der Verbannung unter dem schwersten Druck gelitten, aber wenn ihre Kräfte es nur gestatten, stürzen sie sich von neuem in den Kampf. Sie sagen, sie sind blind. Wenn Sie damit meinen, daß die russischen Sozialdemokraten nicht mit den realen Tatsachen rechnen, dann irren Sie sich. Wir müssen die Masse für uns gewinnen, wir müssen die Idee der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verbreiten. Wir arbeiten nach den Grundsätzen des wissenschaftlichen Sozialismus, wir nehmen uns die große Arbeiterbewegung im Auslande zum Beispiel, und wir werden siegen."

"Das ist ja alles sehr schön," erwiderte mein Freund, "aber Sie vergessen, daß die große Bauernmasse noch ungebildet ist und leicht zu Erregungen schreitet. Wir lesen hier in den Zeitungen von Raub, Mord und Gewalttaten, und mir scheint es, es wäre viel besser, wenn Leute wie Sie sich in den Dienst der Regierung stellten. Ich meine nicht die jetzige Regierung, sondern eine neue, die den guten Willen hat, den Forderungen der Gesellschaft gerecht zu werden. Dann können Sie mit Ihrem Wissen Ihrem Vaterlande einen viel größeren Dienst leisten."

"Glauben Sie mir, kein einziger Sozialdemokrat denkt, daß es in Rußland zu einer sozialen Revolution kommen werde. Es wird eine bürgerliche Revolution werden. Aber wir wissen auch, daß der einzige Stand, der das Signal zu dieser Revolution geben wird, das Proletariat ist. Was Sie vorhin über die Bauern gesagt haben, ist nur teilweise richtig. Der Mord und der Raub dürfen nicht auf das Konto der Revolutionäre geschrieben werden. Die Lage der Bauern in Rußland ist entsetzlich, und es ist daher begreiflich, daß sie entweder selbst zur Gewalt greifen oder sich von böswilligen Menschen, oft von Polizeispitzeln, dazu verleiten lassen. Ich kann das letztere nicht beweisen, aber glaube ebenso wie meine Kameraden, daß die Regierung selbst Ausschreitungen arrangiert, um damit ihre strengen Maßregeln zu rechtfertigen. Ich halte mich da an die Tatsachen der Judenmassacres und die Aufhebungen einer Nationalität gegen die andere im Kaukasus. Dabei hatte die Regierung immer ihre Hände im Spiel. Ich kann bloß wiederholen, daß die russische Revolution nicht lange auf sich warten lassen wird, und behaupte: wenn wir ein freies Rußland haben — und wir werden es haben, dann wird auch in Europa ein frischerer Luftzug wehen."

Alle Zeichen, alle Nachrichten aus Rußland bewiesen, daß die Regierung die überall sich geltend machenden Ansprüche und Forderungen nach Gerechtigkeit und Freiheit nicht mehr schroff ablehnen konnte; man versuchte es mit einer Versöhnungspolitik, aber es war zu spät, die Gesellschaft traute den leeren Versprechungen nicht mehr; sie gab ihren Unwillen mit dem bankrotten System von Willkür und Gesetzlosigkeit kräftigen Ausdruck. Und sie hatte recht, der Regierung zu mißtrauen. Einerseits gab man Versprechen, die Zustände zu bessern und bat um Nachsicht und Geduld, andererseits stachelte das Häuflein der Mächtigen, denen dieser entsetzliche Zustand Vorteil und Gewinn einbrachte, das ungebildete Volk gegen die Intelligenzen, gegen Juden, Deutsche und Polen auf, um der Welt zu beweisen, Rußland sei für eine Verfassung noch nicht reif.

Immer höher gingen die Wellen der Revolution, und überall zeigte sich, daß unsere geheime Propaganda Früchte trug. In geschlossenen Reihen traten die Arbeiter auf und zwangen die bürgerlichen Parteien, ihre Ansprüche demokratischer zu fassen. Nach dem blutigen Sonntage von 1905 war die Empörung in Rußland aufs höchste gestiegen. Die Regierung sah sich gezwungen, Konzessionen zu machen, aber es war zu spät.

Das russische Proletariat hat bewiesen, daß es alles für sein Ideal opfern kann. Der Arbeiter kann hungern, arbeiten und wieder hungern. Nichts kann die Revolution mehr aufhalten, sie kommt, — keine Konzession der Regierung wird jetzt noch genügen.

Auch mich zieht es mächtig ins Vaterland zurück, um meine Kräfte, meine Erfahrungen, mein ganzes Leben der heiligen Sache der Befreiung zu widmen. Bald ist mir, als ob ich in der Ferne mit meinem Wissen und meinen Erfahrungen mehr Nutzen bringen könnte, bald drängt es mich, als einfacher Kämpfer, als schlichter Kamerad in die Reihen der Arbeiter zu treten. Ich sehe den Kampf vor mir wie im Traume, und in dem Traum erklingt es: Auf nach Rußland, um Seite an Seite mit meinen Kameraden für ein freies Vaterland zu kämpfen oder zu sterben!

Kleines feuilleton.

Die Schere. An einem Mittwoch abend war, wie gewöhnlich großer Ball in dem Winterschen Etablissement annoncirt; gegen 9 Uhr begannen sich die Räume zu füllen. Neugierige Provinzialen sahen umher, starrten mit einem Gemisch von Grauen und sinnlichem Nügel die vorübertrauschenden, so früh am Abend noch sehr stolzen, grell kostümierten und teilweise auch frech entblößten „Damen“ an, man wunderte sich über die hohen Preise der geöffneten Speisen und Getränke und darüber, daß das Lokal noch so leer sei — Provinziale kommen bekanntlich immer zu früh. Die Damen verschwanden wohl auch wieder, da in der Tat „noch nichts los war“, auf ein Stündchen, um schnell noch einen Raubzug durch die angrenzende Friedrichstraße zu machen; ihre Herren „Freunde“ rüdten an, wechselten mit ihren Freundinnen verständnisvolle Blicke, beim Vorübergehen wohl auch einige Joten, die Musiker erschienen träge und verdrossen auf ihrem Ballon und enilodten stimmend ihren Instrumenten gräuliche Töne. Endlich trat auch der Herr „Maitre“ ein, im Frackanzug, weißer Halschleife und weißen Glacés, von denen er immer nur einen trägt, die ersten drei Wochen den auf der linken, die anderen drei den auf der rechten Hand. —

Das Zauberverfest begann.

An einem der Tische, die dicht an der Ballustrade einen freien Ueberblick über den großen Saal gewähren, saß bei einem Schoppen echten Bährisch ein behäbiger älterer Herr, der recht vergnügt die tangenden Paare beobachtete, namentlich die Damen, deren Bewegungen bei jedem neuen Tanz freier und ungenierter wurden, und die sich bald wie vollendete Cancaneusen geberdeten. Je wilder das Gefiedel der Geigen erklang, je lauter das Kreischen und je dichter das Gewirr, desto vergnügter und ausgelassener wurde die allgemeine Stimmung, die beim Konter ihren Höhepunkt erreichte. Ein tanzlustiger Jüngling, der einem Theologen im ersten Semester glich, sehr schüchtern und dabei links wie ein Dorfschulmeister war, hatte zum Gaubium aller eine der lebhaftesten Tänzerinnen erwählt, bei deren sublimen Sprüngen er kaum mehr wußte, wie ihm geschah, wenn die Fußspitzen seiner Partnerin ihm fast einen Rasenüber versetzten. Man lachte, scherzte, sährte, winkte sich zu und alles glich einem ungeheuren Jahrmarttsrummel.

Dem Alten, dem dies etwas Neues zu sein schien, traten vor Laichen die Tränen in die Augen, zumal der elegante Herr im Zylinder und dem tadellosen, langen schwarzen Gehrock, der inzwischen sein Tischnachbar geworden, allerlei pikante Witze zum Besten gab. Drehte sich ihr Gespräch anfangs nur um das allgemeine Leben und Treiben im Saale, so erhielt es bald durch den eleganten Herrn einen persönlichen Charakter, der Alte erzählte auf die geschickt gestellten, indirekten Fragen, daß er Instrumentenmacher sei und in dem nahe gelegenen Städtchen B . . . ein Messer- und Scherengeschäft sein eigen nenne.

Der elegante Herr horchte mit einem Male interessiert auf und musterte den Alten mit einem Blick, als wollte er psychologische Studien an ihm machen. Er beugte sich etwas über den Tisch. „Ich halte Sie für einen tüchtigen Fachmann“, der Alte lächelte geschmeichelt, „und da ich Vertrauen zu Ihnen habe“, das Lächeln hielt an, „werde ich Sie bitten, mir zu einer Schere zu verhelfen, deren Anfertigung außergewöhnlich ist.“

Dieser Auftrag schien dem biederen Alten äußerst ehrenvoll zu sein. Eifrig zog er sein Notizbuch hervor und machte sich nach detaillierter Beschreibung und genauer Aufzeichnung einige Anmerkungen, indem er gleichzeitig mit einem gewissen Selbstbewußtsein versicherte, daß er über vierzehn Tage, wenn er wieder nach hier käme, die Schere genau nach Angabe fertiggestellt haben würde.

Vierzehn Tage später war er mit seiner Schere noch eine halbe Stunde früher zugegen, aber der Ball nahte sich bereits langsam seinem Ende, ohne daß sein Abnehmer kam. Der Alte glaubte jetzt fast, daß er auf irgend einen schlechten Witz herein gefallen war. Und er wurde in diesem Glauben um so mehr bestärkt, als er sich bis zur Stunde nicht erklären konnte, wozu die eigens gearbeitete Schere gebraucht werden könne.

Aber er sollte sich doch getäuscht haben.

So ziemlich in der letzten halben Stunde erschien der elegante Herr und hat unter tausend Entschuldigungen vielmals um Verzeihung. Der Instrumentenmacher überreichte ihm siegesgewiß die sauber gearbeitete Schere.

Er betrachtete die Schere mit einem prüfenden Blick und das wohlgefällige zufriedene Lächeln mußte ihrem Verfertiger zur Genüge sagen, wie vortrefflich er seine Aufgabe gelöst hatte. Ohne zu bingen, zahlte der elegante Herr den für eine Schere etwas hohen Preis, ließ es sich auch nicht nehmen, eine Flasche echten Madeira zu spendieren und schien überhaupt in einer sehr fidelen Stimmung zu sein, denn allerlei lustige Geschichten und heikle kleine Abenteuer sprudelten nur so aus ihm hervor.

Inzwischen war es ein Uhr geworden und die Musik blies den sogenannten „Kauschmeißer“.

Als man sich zum Aufstehen anschickte, legte der Alte, der durch den ungewohnten Genuß des schweren Weines beherzter geworden war, seine Hand auf den Arm des eleganten Herrn.

„Eigentlich könnten Sie mir auch einen Gefallen tun, und mir sagen, wozu solche Scheren gebraucht werden?“ Der elegante Herr lachte laut auf, aber er schien auf diese Frage schon vorbereitet zu sein, sie wenigstens erwartet zu haben.

„Kommen Sie“, sagte er, „damit wir in der Garderobe nicht in das große Gedränge geschoben werden; ich will es Ihnen unten verraten, obwohl das eigentlich mein Geschäftsgeheimnis ist.“

In der Nähe des Ausgangs zog er den biedereren Alten in einen Seitweg, neigte sich vertraulich zu ihm nieder und sagte ihm ins Ohr: „Zur seinen Gaunerei!“ Noch ein herzliches Lachen, ein freundschaftlicher Händedruck — — fort war er.

Der Instrumentenmacher war im ersten Augenblicke verduzt, dann amüsierte er sich über den neuen Witz seines Spahmachers und ging langsam dem Bahnhof Friedrichstraße zu. Unterwegs sann er noch darüber nach, ob es Scherz oder Ernst gewesen sein könnte. Sein Grübeln fand nur zu bald seinen Abschluß, denn wie er am Bahnhof die Zeit feststellen wollte, waren Uhr und Kette fort, dicht am Gaten mit seinem eigenen Fabrikat „elegant abgeschnitten“.

Theater.

Kammerspiele des Deutschen Theaters: „Aglavaine und Selhsette“, Trauerspiel in fünf Akten von Maurice Maeterlinck. Der Versuch, dies Trauerspiel, eines der älteren Dramen Maeterlincks, auf der Bühne lebendig zu machen, mißlang. Die Grundstimmung, aus der das Werk geschaffen, entwidert sich im szenischen Geschehen nicht zu einer gegliederten Mannigfaltigkeit, die reich genug wäre, um Sinn und Phantasie der Zuschauer den langen Zeitraum eines Theaterabends hindurch in ungebrogendem Maße festzuhalten. Der Seelenzustand der Personen offenbart sich hüllenlos schon in den ersten Ausritten und erhält im Fortgang launig irgend welche neue unerwartete Beleuchtung. Und die Handlung — soweit von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann — der Opferod Selhsettes, schwächt den reinen Eindruck, den die Darstellung der Gesinnungen erzeugte, eher ab, als daß sie ihn erhöhte. In der Intimität des Ganzen kommt dadurch etwas Außerliches, Theaterhaftes hinein. Es fehlt der Tat nicht nur die psychologisch zwingende Motivierung, der Anschein unentzerrbarer Notwendigkeit, sie wirkt auch pathologisch. Die Zustimmung, sie als Spund des höchsten Seelenauffschlusses hingebender Güte zu bewundern, verletzt das unbestochene Gefühl.

Dem Maeterlinckschen Bühnenspiel entsprechend sind die Personen auf einen einzigen Empfindungston gestimmt, abgetrennt von jeder Beziehung zu einer konkret bestimmten Außenwelt und den vielfältigen Trieben und Interessen, die sich in dem Kontakt mit einer solchen entfallen müssen. Auf das Verborgene, das unberührt vom Lärm und Treiben des Tages im Grunde der Menschenseelen ruht, heftet sich so sein Blick; in schwebenden Visionen will er daran mahnen. Er dichtet Träume — Träume einer unbestimmten hängenden Schicksalsfahrt und Träume der Sehnsucht. Die beiden Frauen, nach denen sich dies Drama nennt, sind Bilder einer Liebe, die sich von jedem Erdenreife eigensüchtigen Begehrens, jedem Herrscherwillen loszulösen strebt, Gestalten, die geistlose Sehnsucht, nicht das Leben formte.

In einem märchenhaften Schloß am Meere haben Meleander und die kleine Selhsette glückliche Ehejahre verlebt. Doch jenen höchsten Einklang, den er einst, als Aglavaine ihm begegnete, empfunden, glaubt er in allem Glück nicht gefunden zu haben. Begeistert rühmt er vor seiner Frau die Fremde. Ihr Besuch im Schlosse würde sein Herz verjüngen, ihn alles Gute, Selhsettes eigenen Wert mit neuer Kraft empfinden lassen. Sie ahnt ihr Schicksal, daß sie ihn verlieren wird, sie sieht, wie der Gatte magisch angezogen von Aglavaines strahlender Schönheit ihr entgleitet. Unendlich leidet sie und duldet dennoch keine Regung dumpfen Grolls. Aglavaine durchschaut den Schmerz der Armen. So fest sie sich im Innersten an Meleander gebunden fühlt, sie will ihr Glück nicht mit dem Glend eines anderen Wesens erlaufen. Ihr Wahrheitsinn zerreiht die trügerischen Illusionen Meleanders, der wähnt, sie lieben und zugleich auch Selhsette im Herzen Treue halten zu können. Ein Wettstreit des Edelmutts hebt an: Aglavaine will, um Selhsette von ihrem Gram zu heilen, das Schloß verlassen, Selhsette aber dünkt es Frevel, wenn sie, der nur ein Zufall das Vorrecht gab, dem Dunkel, in dem sich Meleanders und Aglavaines Wesen erst zu höchster Harmonie entfalten würde, hemmend im Wege stünde. Sie könnte von dem Manne scheiden, aber dieser, der nächste und natürlichste Gedanke, taucht in ihrem Köpfe gar nicht auf. Sie möchte sterben — sterben, nur damit für jene die Bahn zum Glück frei sei, und niemals sollen sie erfahren, daß ihr Tod ein Opfer war. Sie heißt ihr Schwesterchen mit ihr den hohen Turm am Meere zu ersteigen, beugt sich unter dem Vorwande, für die Kleine einen bunten Vogel zu erhaschen, über die Brüstung und stürzt sich in die Tiefe. Weinend beschwören die Liebenden sie auf dem Totenbett, die Wahrheit zu sagen, aber standhaft verbirgt sie ihr Geheimnis.

Die Inszenierung hatte sich der Eigenart des Werkes sehr glücklich angepaßt. Gertrud Escholdt in der Figur der kleinen Selhsette wie Elise Heims als Aglavaine hatten, so wenig sie restlos in die Maeterlinckschen Gestalten aufgingen, in ihrem Spiel doch außerordentlich eindrucksvolle Momente. Diskret gab Kähler die schwierige Rolle des Mannes, vortrefflich Hedwig Wangel die der Großmutter, die ihr altes Herz an Selhsettes Liebe wärmt.

dt.

Musik.

„Das kaiserliche Volksliederbuch.“ G. Böhler bespricht das auf Anregung des Kaisers herausgegebene Volksliederbuch, über das hier in Nr. 74 von einem Fachmann referiert wurde, im zweiten Aprilhefte des Kunstmarkts. Einige Stellen daraus mögen zur Ergänzung unseres Artikels wiedergegeben werden.

„Als vor einigen Jahren der deutsche Kaiser in Frankfurt die Rede über den Männergesang gehalten hatte — schreibt Böhler — war es notwendig, auf die verschiedenen grundsätzlichen Irrtümer in dieser Rede und auf die mit vielem Gepränge inszenierten Wettbewerbe mit einigen deutlichen Worten einzugehen. Im Prinzip waren sich wohl alle Musiker, soweit sie sich nicht zum bestellten Apparat gehörig und darum gebunden im Urteilen fühlten, darüber einig, daß der Kaiser als auf diesem Gebiete nicht genügend unterrichteter Dilettant durch die kategorischen Urteile seiner Rede hier ziemlichen Schaden stiften könnte, wenn nicht durch die sachliche Behandlung der Frage von seiten maßgebender Fachleute vorgebeugt würde. Es ist zum Glück auch bei dieser Rede gegangen, wie bei so und so vielen anderen. Zunächst gabs den üblichen Widerhall und dann ging die Welt ihren Lauf weiter, wie fies auch ohne Reden und Ansprachen getan hätte. Nur ein Satz hatte eine positive Folge, wenn auch eine andere als zu erwarten war. Der Kaiser wünschte statt der komplizierten Kunstgesänge Pflege des Volksliedes. Es mußte ihm darauf entgegnet werden, daß die deutschen Männerchöre bereits ohne seine Anregung das Volkslied sehr pflegten, daß er aber Volkslieder nicht bei einem Preiswettbewerb zu hören bekommen könne, wies auf seine Anregung hin inszeniert wurde. Trotzdem: der Kaiser wollte eine Volksliederammlung für Männerchöre veranstalten lassen, um dem Bedürfnis abzuhelfen, das er vorhanden glaubte. Auch darauf mußte negativ geantwortet werden, denn Volkslieder Sammlungen haben bei deutschen Männergesangsvereine in Menge. Nach dem ganzen Zusammenhang, in dem die kaiserliche Ankündigung erfolgte, mußte man annehmen, daß eine neue, bedeutende Leistung nicht zu erwarten wäre. Nun geschah aber das bei „offiziellen Bemühungen“ um die Kunst leider Seltene und Ueberraschende, daß zur Verwirklichung des Gedankens die fähigsten Köpfe gefunden wurden, und daß die intensive Arbeit dieser Köpfe tatsächlich etwas schuf, über das man im ernsthaftesten Tone reden kann und muß.“

Ueber die Lantienensucht der zur Genossenschaft deutscher Tonsetzer gehörigen Komponisten, die auch dieses „Geschenk“ an das deutsche Volk benutzen, um für jede Aufführung ihrer Bearbeitungen Lantienem zu beanspruchen, urteilt Böhler zutreffend: „Daß die deutschen Tonsetzer nichts darin finden, ihren Geschäftssinn auch bei diesem „Geschenk an das deutsche Volk“ strupellos zu betätigen und sich für ihre Bearbeitungen nationalen Gemeingutes Steuergroschen bezahlen zu lassen, hätte ich nicht für möglich gehalten. Jetzt verdient Herr Professor Wolfrum Lantienem, weil er „Ein feste Burg“ für Männerchöre gesetzt hat, und Herr Professor Berger, weil er dem alten Sommerslied „Bekränzt mit Laub“ drei neue Unterstimmen angehängt hat. Ich möchte wissen, was unsere alten Herren Beethoven, Schubert, Mozart, Liszt in ihrem Himmel sagen, wenn sie diese neue Form deutschen Idealismus blühen sehen. Aber in den Himmel hinauf wächst der Idealismus ja nicht, und so sind wenigstens sie sicher vor ihm!“

Archäologisches.

Eine babylonische Bibliothek. Die archäologische Expedition, die von der Universität von Pennsylvania zur Entdeckung von Keilschriften ausgesandt worden war, hat aus dem Staub der Jahrhunderte eines der interessantesten alten Archive gerettet, die wohl je den Trümmern einer alten Stadt entziffert worden sind. Es ist das eine „Bibliothek“, die auf der Stätte des alten Nippur aufgefunden wurde. Nippur war etwa 14 Jahrhunderte v. Chr. diejenige Stadt des babylonischen Königreiches, die die höchste Zivilisation und den größten Unternehmungsgeist zeigte. Während dieser Periode ihrer Blütezeit ist Nippur der Ort des Altertums gewesen, in dem sich das reichste geschäftliche Leben entfaltete. Unter den prächtigen Gebäuden, die die Stadt zierten, befand sich ein weißberühmter Tempel und eine Tempelschule, in deren Archiven Dokumente aller Art aufbewahrt wurden. Diese Bibliothek des Tempels ist nun von den amerikanischen Gelehrten wiederentdeckt worden und in etwa 25 000 Tontafeln, ans Licht gebracht. Die Tontafeln wurden in vorzüglich erhaltenem Zustande, eine gegen die andere gelegt, aufgefunden und sind nun zum Teil von dem vorzüglichen Kenner der babylonischen Keilschriften Clay entziffert worden. Geschäftskläue Araber, die in den Ruinenstätten von Nippur wertvolle Altertümer witterten und die Arbeiten der Expedition mit Aufmerksamkeitslosigkeit verfolgten, haben zwar eine Anzahl von Tafeln bei Seite geschafft und nach New York verkauft, aber Clay hat auch diese zur Einsicht erhalten und so ein ziemlich lückenloses Bild aus dem Inhalt dieser schwer zu lesenden Keilschriften gewonnen. Die meisten von ihnen enthalten geschäftliche Mitteilungen, Rechnungen und Aufstellungen aller Art, wie sie von den Priestern des Tempels bei der Erledigung ihrer mannigfaltigen Geschäfte aufgeschrieben wurden. Der Tempel war nämlich nicht nur der religiöse, sondern auch der soziale Mittelpunkt dieser alten Stadt, zugleich Gericht und Marktplatz. Zur Entscheidung von Streitigkeiten wurde der Gott angerufen und aller Austausch von Waren, aller Verkehrs gina durch die Hände der Priester. Das reiche Gut des Gottes

wurde mit Gewinnst ausgeliehen, Steuern mußten entrichtet werden, nicht in Münze, sondern in natürlichen Produkten, wie Korn, Öl, Datteln u. a. Auch Angaben über die Gehälter, welche die Priester des Tempels und die Beamten der dazu gehörigen Warenmagazine erhielten, finden sich auf den Tafeln. Es ist aus den Angaben ersichtlich, daß jede Menge der abgelieferten Naturprodukte einen ganz bestimmten feststehenden Wert hatte. In den meisten Fällen wird von den babylonischen Rechnungsführern bei den bezahlten Steuern der Zweck angegeben, für den sie bezahlt wurden. Die eine Tafel teilt mit, daß eine bestimmte Menge Korn für den Unterhalt des Priesters und der Tempeldiener abgeliefert wurde. Auch die Stadt, von der die Steuern gezahlt wurden, ist bei den einzelnen Rechnungen immer angegeben. Der Tempel von Rippur erhielt danach Tribute von allen umliegenden Ortschaften in Korn oder Vieh. Viele von den Tafeln enthalten Berichte über Geschäftsabschlüsse von Privatpersonen und werfen ein interessantes Licht auf Leben und Treiben der Bewohner dieser uralten Stadt. So wird z. B. ein Fall erzählt, bei dem ein Bürger, der ein den Göttern wohlgefälliges Opfer vollbringen will, durch gerichtlichen Beschluß sich ins Gefängnis setzen läßt an Stelle eines Priesters, der wegen Nichtbezahlung seiner Schulden in Haft genommen war. Rechtsstreitigkeiten aller Art werden durch den Spruch der Tafeln entschieden. Bei Entzifferung der Inschriften fielen Professor Clay kleine Einschnitte auf, die augenscheinlich mit einem spitzen Instrument am Rande bei Eintragungen von Zahlungen angebracht waren. Er erklärt diese Einschnitte als die Kontrollzeichen der Leute, die die Zahlung machten. In den meisten Fällen aber wurde zum Abschluß des Geschäftes und zur Kontrolle das Siegel verwendet, und zwar wurden meistens die Tafeln in eine versiegelte Umhüllung eingeschlossen. Diese Versiegelung der Tafel entspricht der Unterzeichnung eines modernen Vertrages. Das Siegel gehört dem in der Urkunde erwähnten Empfänger einer bestimmten Summe oder auch dem, der die in Rede stehende Rechnung bezahlt. Dadurch, daß das Tafelchen noch von einer Hülle umschlossen war und auf dieser Umhüllung das Siegel eingedrückt wurde, war jeder Betrug unmöglich. Häufig findet sich auch an Stelle eines Siegels ein in den weichen Ton mit dem Daum eingedrücktes Zeichen, wodurch der Besitzer deutlich markiert wurde. Demnach hätten, so meint Clay, die alten Babylonier bereits die Wichtigkeit der Fingerspuren erkannt, die man heute wieder als ein untrügliches Mittel der Identifizierung preist.

Medizinisches.

Vererblichkeit der Schlaganfälle. In den letzten Jahren hat die Vererbungstheorie nicht nur in bezug auf die geistigen und seelischen Eigenschaften eines Menschen, sondern auch auf die anatomischen Bedingungen mehr und mehr Fortschritte gemacht. So lenkt jetzt Prof. Dr. Raymond in „Le Progrès Médical“ die Aufmerksamkeit darauf, daß es eine Vererblichkeit in bezug auf eine ungünstige Ausbildung der Gefäßwände und deren Brüchigkeit gibt. Nun wissen wir aber, daß bei den Gefäßen im Gehirn Muskeln in der Gefäßwand fehlen, die in den übrigen Teilen des Körpers einen gewissen Widerstand leisten, wenn der Blutdruck zu groß und das Gefäßrohr ausgedehnt wird. Leider wird immer noch von den Ärzten und auch von den beteiligten Familien selbst auf die Gefahr, wenn sich ein derartiger Zustand in ganzen Generationen forterbt, zu wenig geachtet. Es ist deshalb unzweifelhaft ein Verdienst von Raymond, daß er darauf hinweist. Wir geben unseren Lesern den Rat, nachzuforschen, ob sich in ihrer Familie wiederholt Schlaganfälle nachweisen lassen, die ja bekanntlich durch das Bersten eines Gefäßes im Gehirn entstehen, was zu Zerstörung der Gehirnschubstanz an den Stellen der Zentren für die Bewegung und damit zu Lähmungen führt. — Es ist ein Irrtum, wenn man meint, daß sich bei einer solchen erblichen Uebertragung keine Vorbeugungsmittel anwenden lassen. Sie sind vielmehr gerade hier am Platze und bestehen vor allen Dingen in einem regelmäßigen Leben, sowie in einer reizlosen und vernunftgemäßen Diät bei möglicher Einschränkung von Fleisch- und Flüssigkeitszufuhr. Im großen und ganzen kann der Arzt das empfehlen, was auch bei der Arteriosklerose (Aderverkalkung) empfohlen wird, nur daß in diesem Falle die Verhältnisse weit günstiger liegen, weil die betreffenden Familienmitglieder gewarnt sind und schon von Jugend an die nötigen Vorschriften befolgen können. —

Humoristisches.

— Justizreform.

Wer einem Paare ein Wohl gewährt,
Das längst in treuer Liebe sich gehört,
Wer es erkennt, hier sind Naturgewalten
Von Menschenkräften nimmer aufzuhalten,
Der soll in Zukunft nicht mehr jenen Krallen
Des Strafgesetzes, wie bisher, verfallen.
Doch wer Parteien mit dem Zaunpfehl winkt
Und sie durch Lockspruch zu der Paarung zwingt,
Partei'n, die nie das gleiche Ziel bekennen,
Wie Feuerglut und Wasserflut sich trennen,
Die zu verschied'nen Idealen schwören,
Die nie und nirgend zu einand' gehören,
Der treibt, das ist so klar wie zwei mal zwei,
Im Sinne des Gesetzes — Kuppelrei.

— **Belträtsel und Weltfragen.** Pogrome, Blutvergießen, eingäscherte Gefühle, Militärmasakern in ganz Rumänien. Welche Iyrischen Gedichte wird Carmen Sylva aus diesem Anlaß verfassen?

— Hat sich Barth die „Nation“ oder hat sich die „Nation“ den Barth abnehmen lassen?

— Braucht Berlin noch in Monte Carlo zu spielen, wenn Monte Carlo in Berlin spielt?

(„Lustige Blätter“.)

Notizen.

— **Operndiplomatie.** Der Monte Carlo-Opernspektakel, der mit Kunst so gut wie gar nichts, um so mehr aber mit jener geheimnisvollen Diplomatie zu tun hatte, um die sich die Wölfer glücklicherweise nicht mehr kümmern, hat auch die teutsch- und gutgefinnte Kritik aus dem Häuschen gebracht. In der „Täglichen Rundschau“ erobert man sich nicht schlecht, ohne natürlich die richtige Adresse zu nennen. Die imperialistische Kunstpolitik, für die der nationalgefinnte Deutsche jetzt den letzten Rest seiner eigenen Ueberzeugung — seinen kunstkritischen Geschmack — pflichtschuldigst zu opfern hat, wird dort also charakterisiert:

„Was wird heute nicht alles ausgetauscht unter den Wölfen! Mit höflichen Redensarten fing's an. Dann kamen die Orchester, die Kinder, die Professoren, und nun also auch ganze Theater. Das wird gemanagert mit einer unheimlichen Behendigkeit, das zieht durch die Welt wie ehemals nur wandernde Tenore, und das alles sucht nicht etwa seinen eigenen Vorteil, nein: das „verbrüderet die Wölfer“. Geht die Geschichte im nämlichen Tempo noch eine Weile fort, dann erleben wir's vielleicht, daß zur Probe auch einmal Regenten ausgetauscht werden. King Eduard als Zar aller Reußen, der Zar Kantonspräsident, der Sultan als Norweger, der Milado in Washington, Roosevelt Fürst von Monaco — die Sache kann recht unterhaltsam werden. Und die Zeilenbarden werden uns von Fall zu Fall berichten, daß nun endlich der ewige Frieden angebrochen sei und ein Volk die Vorzüge des anderen zu schätzen wisse. Wie sagt man doch mit Hutten: „Es ist eine Lust, zu leben!“

Der gute deutsche Bürger wird sich um die verfluchten Proteste einiger Kunstenthusiasten nicht allzu viel kümmern. Fragen der Kunst und Kultur werden nicht im Wollenkudschheim, sondern auf dem Boden der realen Wirklichkeit entschieden. Den Absolutismus und die Klassenherrschaft wollen oder dulden und sich dann über seine naturgemäßen Folgen beschweren, ziemt jener unheilbaren Naivität, die in Kunststreifen nicht ausstirbt.

— **Wilhelm Weitling und das Erfinderlos.** In der „New Yorker Volkszeitung“ wird eine interessante Episode aus Weitlings Leben erzählt. Nachdem der alte Kommunist Mitte der fünfziger Jahre seine Agitation in New York aufgegeben hatte, warf er sich in seinen Mußestunden auf allerlei Erfindungen in seinem Gemerbe. Er konstruierte u. a. eine Knopflochmaschine, die zugleich Stüdmaschine war und er ließ sich diese seine Erfindung patentieren. Die Nähmaschinenfabrikanten jener Zeit, noch nicht die reichen Millionäre, die sie später wurden, hörten von der Weitlingschen Erfindung und suchten den Erfinder auf, um ihn um Ueberlassung seines Patents zu erfuchen. Sowohl Howe als auch Singer kamen selbst damals zu Weitling, aber nicht allein, sondern in Begleitung von Experten, die sich die Erfindung ansahen, ihre Besonderheit merkten und sie für Singer nachahmten. Singer brachte die Weitlingsche Erfindung auf den Markt. Als Weitling nun Protest erhob und mit gerichtlicher Klage drohte, erklärte sich Singer bereit, dem Erfinder fünf-hundert Dollar zu zahlen. Weitling weigerte sich, diese geringfügige Summe anzunehmen und verlangte das Zehnfache derselben, nämlich fünftausend Dollar. Die Sache zog sich hin und Weitling starb darüber. Vorher aber hatte er seiner Frau noch das Versprechen abgenommen, nicht weniger als die von ihm verlangten fünftausend Dollar von Singer anzunehmen. Das zahlte Singer trotz der eingeleiteten Verhandlungen nicht. Die Witwe Weitlings konnte wegen Mangel an Mitteln eine Klage gegen die Nähmaschinenfabrikanten nicht durchführen und sie mußte es geschehen lassen, daß der Fabrikant sich die Früchte der Geistesarbeit ihres Mannes zu Gemüte führte.

— **Kunst auf Bahnhöfen.** Den dänischen Staatsbahnen sind vom Reichstage auf Antrag des Ministers für öffentliche Arbeiten 15 000 Kronen zur Ausschmückung der Wartezimmer und Korridore der Bahnhöfe mit Photographien, Steinzeichnungen, Radierungen, guten Photographien usw. zugewiesen worden. Man will hauptsächlich Reproduktionen nach Werken dänischer Künstler ankaufen und die gerahmten Bilder von Zeit zu Zeit zwischen den Stationen auswechseln.

Bei uns ist man auf den Bahnhöfen bescheidener. Man verbietet unbeliebte Organe und fördert die Kunst durch die bekannte Bahnlektüre. Gute Bücher bekommt man in keiner der behördlich konzeptionierten Bahnhofsbuchhandlungen.